



H. Piza-Katzer

zufall
zukunft
zuversicht

Zufall, Zukunft, Zuversicht
Leseprobe auf www.piza.at

vorwort

Die Vergangenheit formt uns, die Gegenwart fordert uns, und die Zukunft lädt uns zum Träumen ein. Doch je älter wir werden, desto stärker gewinnt die Vergangenheit an Gewicht – sie wird zu einem Kompass, der uns zeigt, woher wir kommen und wer wir sind. Mein Leben, reich an Erfahrungen, war geprägt von tiefen Freuden und manchen Prüfungen. Es ist dieses Leben, das ich in diesem Buch festhalten möchte: die Höhen und Tiefen, die mich geprägt haben.

Das Leben kann nur in der Schau nach rückwärts verstanden, aber nur in der Schau nach vorwärts gelebt werden (Soeren Kierkegard).

Graz erlebte ich als Teenager bei den Ursulinen im Internat, während des Studiums der Medizin in einer bis dato noch nie erlebten Freiheit und Selbstverantwortung. Begegnungen mit an uns interessierten Professoren, sie wurden uns Vorbilder! Wir lernten Studenten aus aller Welt kennen und knüpften interessante Freundschaften. Durch die KHJ (Katholische Hochschulgemeinde) gewannen wir rasch eine geistige Weite und hatten viele Möglichkeiten in dieser aufregenden Zeit an der Universität, diese zu genießen und zu nützen. Es stand die Welt in bescheidenem Rahmen auch damals schon offen, allerdings noch mit geschlossenen Grenzen. Ich besuchte im Sommer gerne Hochschulwochen – so auch in der Stadt Salzburg – kam mit interessanten Menschen in Kontakt, las und diskutierte viel über moderne Literatur wie CAMUS oder SARTRE und erlebte bescheidene und sehr lustige Schiurlaube allerdings „nur“ in Österreich. Europa – dieses Staatengebilde gab es noch nicht. Die Tatsache, mit bescheidenen finanziellen Mitteln auszukommen, zwang uns förmlich das Fortkommen im Studium nicht aus dem Auge zu verlieren und in kürzest möglicher Zeit abzuschließen.

Nach meiner Promotion in Graz lockte mich der Ruf nach der „großen weiten Welt“ nach Salzburg, wo mir bei den Barmherzigen Brüdern für kurze Zeit eine bezahlte Stelle an der chirurgischen Abteilung angeboten wurde, weil Personalmangel herrschte. Ein ZUFALL der meine ZUKUNFT prägen sollte.

Rückblickend war die chirurgische Tätigkeit der Anfang eines beglückenden Abenteuers und eine Herausforderung in meinem Leben. Seither liegen 60 Jahre Medizin hinter mir. Vor zwei Jahren begann ich bei langen Spaziergängen über mein Leben nachzudenken und der Wunsch entstand, Erlebtes, Erkanntes und Erarbeitetes zusammenzufassen. Daraus ist dieses Buch entstanden – das auch ZUVERSICHT in die kommenden medizinischen Entwicklungen beinhaltet.

Der Güte und Art der manuellen Durchführung eines chirurgischen Eingriffs wird kaum ein Wort gewidmet. Man nimmt diese als selbstverständlich an, so, als ob man sie mit einigem Fleiß erlernen könnte. Eine plastisch-chirurgische Operation findet sehr oft oberflächlich sichtbar statt und wird immer ein handwerklicher Akt

bleiben, ausgeführt unter dem unerbittlichen Auge von Arztkollegen und medizinischem Personal – und nicht selten unter beträchtlicher emotionaler Spannung. Was aber, wenn die Freude, sich um andere zu kümmern, bestehen bleibt? Wird man nicht abgestumpft oder kommen immer wieder neue Ideen einher die umgesetzt werden können, auch jenseits der gesetzlich vorgeschriebenen Altersgrenze – und soll es diese wirklich geben? Ich hatte das Glück mit vielen Kollegen verschiedener Fachrichtungen die Krankengeschichten von Patienten zu diskutieren, um eine individuelle Lösung für sie zu finden. Ich war also wie ein „plastisch-chirurgisches Callgirl“ jahrelang unterwegs, um in Krankenhäusern auszuhelfen, die meiner Erfahrung bedurften.

Wenn man kleine Kinder oder Jugendliche operiert, möchte man nach 20 oder 30 Jahren wissen, was aus ihnen geworden ist. Diese Frage animierte mich so, dass ich mit ehemaligen Mitarbeiterinnen, die vor Ihnen liegende Zusammenstellung von Erlebtem, Erkanntem, Erarbeitetem, Unterlagen zu Vorträgen in ein Buch zusammenfasste. Es ist keine übliche Selbstdarstellung eines alten Menschen, sondern die Antwort von Menschen an denen man „Hand angelegt“ hat. Man liest über ihr Leben, ihre Entwicklung, persönlicher und beruflicher Erfahrung – sie meldeten sich mit Bildern oder Geschichten zurück.

In einem medizinischen Betrieb, meist auch Krankenhaus genannt, ist es für eine Lehrende vor allem bei Neuerungen erforderlich mit Vorträgen und Veröffentlichungen, Zeitungsmeldungen oder Zusammenstellungen Resultate sichtbar zu machen, sie mit anderen zu vergleichen und auf die neuesten Entwicklungen zu reagieren. Auch dazu bietet das Lesen, Blättern und Schauen genug Stoff um sich zu erfreuen, zu wundern, zu schmunzeln und zu erkennen wie rasch eine neu eingeführte Technik ein ganzes chirurgisches Fach verändern konnte.

Ich freue mich, dass es uns gelungen ist, gelernt, kritisch hinterfragt und miteinander diskutiert zu haben und wünsche vielen von Ihnen, dass Sie erkennen, dass man Wissen weiter zu geben, Kritik nicht auszuklammern und Anregung durch andere anzunehmen hat.

Dieser Dir/Ihnen nun vorliegende erste Teil des Buches **ZUFALL, ZUKUNFT, ZUVERSICHT (auch als PDF auf www.piza.at)** beinhaltet zum Teil sehr persönliche Rückblicke, vor allem im Hinblick auf die Plastische- und Wiederherstellungschirurgie, wo ich als erste Frau in die männerdominierte Welt der Chirurgie eingedrungen bin. Meinen Vater als Vorbild, der selbst mit Leib und Seele Arzt war und den ich bereits in jungen Jahren im Krankenhaus begleiten und mit einfachen pflegerischen Handlungen unterstützen durfte, wuchs ich in meine medizinische Lebenslaufbahn hinein – obwohl ich ja eigentlich Sport studieren und Lehrerin werden wollte...

Im zweiten Teil, den es ebenfalls in Buchform gibt, gehe ich auf spezielle medizinische Erfahrungen, seltene Diagnosen, schwierige Entscheidungen und daraus gezogene Erkenntnisse ein, mit der Frage: **WAS IST DARAUS GEWORDEN?**



Gips-Ausguss-Präparat zweier Hände. Die Hand von Prof. Ewers umschließt behutsam meine! Dies war ein Überraschungsgeschenk zu meiner Antritts-Vorlesung am 3. März 2000 vier Tage vor der 1. Doppel-Handtransplantation in Innsbruck.

persönliche
geschichte

Kindheit

Mitten im Krieg als 2. Tochter von Dr. Otto und Juliane Katzer (geb. Mandl) geboren, wurden meine Schwester und ich in den Kriegsjahren 1942–45 so manches Mal in überfüllten Zügen mit einem Kindermädchen zu den Großeltern nach Gröbming ins Ennstal geschickt. Die Bahnhöfe waren gegenüber heute anders – finster, dreckig und voll mit Menschen, die nur von A nach B kommen wollten. Die Züge fuhren selten, unregelmäßig, von Pünktlichkeit war keine Rede und man war recht froh, überhaupt mitgenommen zu werden. Natürlich waren es Züge mit Dampflokomotiven, schwarzem Rauch und Ruß und einfachen Holzbänken. Ob es Toiletten gab, weiß ich nicht – wir beide wurden zur Entleerung (vor allem unserer Blasen) einfach zum Fenster hinausgehalten – daran erinnere ich mich heute noch mit Scham. Die wenigen Züge waren überfüllt, Militär und Zivilpersonen waren sicher froh, mitgenommen zu werden. Für uns kleine Mädchen im Alter von 2 ½ bis 6 Jahren war es lustig, in die Wagons von Soldaten durchs geöffnete Fenster ins Abteil gehoben zu werden.



Die Reise von Graz nach Gröbming dauerte ewig. Die Eltern hatten in Weiz Angst, wollten uns vor den Wirren des Krieges bewahren und hofften, dass es uns am Land besser geht, vor allem weil die Großeltern einige Tiere im Stall und einen Garten mit wenig Gemüse und Obstbäumen hatten und die Versorgung der heranwachsenden Kinder mit Essen, so hofften sie, gewährleistet war. Uns war dies alles damals nicht klar. Jetzt, da der Krieg in der Ukraine in vollem Gange ist, im Gaza die ganze Welt in ängstliche Kindergesichter schaut, versuche ich mein gelebtes Leben in Worte zu fassen.

Natürlich gab es während und unmittelbar nach dem Krieg keinen Kindergarten. Die Volksschule besuchte ich abwechselnd in Weiz und Gröbming, wobei dort 6- bis 10-jährige Kinder in einer Klasse gemeinsam unterrichtet wurden – gar nicht schlecht, hab ich in Erinnerung. Einmal wurde mit den 6- bis 8-jährigen gerechnet, während die 9- bis 10-jährigen eine Aufgabe zur Stillbeschäftigung

bekamen, ein andermal war es umgekehrt. Wir sangen viel, wanderten gemeinsam und fühlten uns umgeben von Bauernkindern sehr wohl. Da es keine Nachmittagsbetreuung gab, beaufsichtigte Schwester Amela uns am Dachboden in der Klosterschule in Gröbming und brachte uns spielerisch das Handarbeiten (sticken, häkeln und stricken) bei. Es war für mich nie ein Zwang oder langweilig. Wenn ich heute darüber nachdenke, ist diese Zeit was „Handfertigungsübungen“ betrifft, entscheidend gewesen.

Im Jahreszeugnis der dritten Klasse wurden mir nur 38 Tage Schulanwesenheit bestätigt. Die übrige Zeit wurde ich zu Hause von der Mutter gepflegt, da ich wegen Sepsis, Infektionskrankheiten wie Typhus, Kinderlähmung, Scharlach und Diptherie zu Hause lag. Mein rechtes Bein war eine Zeit lang gelähmt, ich konnte es nicht bewegen, ein Umstand, den ich irgendwie später durch Sport wettzumachen versuchte. Die, als Krankenschwester ausgebildete Mutter, pflegte abwechselnd meine Schwester und mich, versuchte uns so gut wie möglich zu ernähren. Sie ging mit Rucksack und Dingen, die man eintauschen konnte „hamstern“. Fast täglich gab es Polenta, um den ich heute noch einen großen Bogen mache. Milch und Eier waren absolute Mangelware. Mir war damals nicht bewusst, was meine Eltern im Krieg mitmachten. Die Tage und Nächte im Bett waren mühsam und wenn meine Mutter mir wieder mit der Penicillinspritze kam – dieses Medikament kam nach seiner Entdeckung erst in den späten 40er Jahren auf den Markt – habe ich mich nach einiger Zeit mit Händen und Füßen dagegen gewehrt! Es tat wirklich sehr, sehr weh. Es gab kein Kinderspielzeug, wenig Zeit der Eltern uns etwas vorzulesen und ein absolutes Besuchsverbot wegen großer Ansteckungsgefahr. Allerdings bekam ich zum Zeichnen Papier und wenig Farbstifte, Wollknäuel und Stofflecken zum Ausschneiden und zum Basteln. Nach überstandenen Krankheiten waren wir erschöpft, spindeldürr, gewachsen und man hatte auch nur selbst gestricktes und genähtes zum Anziehen.

Mein erster Wintermantel, wurde unmittelbar nach dem Krieg von meiner Tante aus dem gewendeten Stoff eines großväterlichen Überziehers genäht. Am Hof und im Geschäft der Großeltern war nach dem Krieg viel zu tun.

Immer wieder zurück in der Oststeiermark fanden wir dort ein völlig anderes Leben vor. Der Vater, als Arzt fast Tag und Nacht im Einsatz, die Mutter bemüht, den Haushalt so gut wie möglich zu versorgen, im kleinen Garten hinter dem Haus Gemüse anzubauen und uns mit einfacher Kost zu ernähren. Am Abend strickte sie uns Pullover aus Wollresten oder sogar einen Wollbadeanzug mit Trägern, der, wenn er nass wurde unglaublich juckte. Nylon gab es noch nicht.



Einmal in den Nachkriegsjahren war auch Prof. Dr. F. Spath, Chef der 1. Chirurgie in Graz mit seiner Gattin zum Abendessen eingeladen. Meine Mutter hat sich immer bemüht, die Gastfreundschaft hochzuhalten. Meine Schwester und ich lagen an diesem Abend wieder einmal fiebernd im Bett. Durch die nur angelehnte Tür zum Speisezimmer konnten wir indirekt an diesem Fest teilnehmen. Als die Gäste das Haus verließen und unsere Eltern sie zum Auto begleiteten, hüpfen wir aus den Betten, um die fast leeren Gläser, die am Tisch standen, auszutrinken. Wir wollten wissen wie es ist, wenn man einen Eierlikör „schlürft“ und legten uns, wie wir glaubten, beschwipst nach drei oder vier Tropfen guten, süßem Eierlikör wieder ins Bett, ohne dass es die Eltern gemerkt hatten.

Der Sprung ins Wasser – die Kunst, das Schwimmen zu erlernen

Schwimmen „der Sport meines Lebens“

(im wahren und übertragenen Sinn)

In den Ferien zwischen der 3. auf 4. Volksschulklasse (1949) brachte unser Vater meine Schwester und mich im „Käfer“ über den Packsattel nach Kärnten.



Bärbl



Gundl



Seine Schwester Ritschi Salix von Felberthal lebte am Wörthersee in einer sehr schönen alten Villa in einem großen Park. Die Hauptvilla war 3-geschossig mit Türmchen, Balkonen und im Sommer mit weit offenen Fenstern und Türen.



Ihr Mann, ein gebürtiger Ungar, war im Krieg in Griechenland gefallen. Sie lebte kinderlos und allein. In einem, für uns Kinder, großen Park liefen die Hühner frei herum und lieferten herrlich frische Eier. Sie lebten meist vor der Sonne und des nachts vor dem Fuchs geschützt im großen Buchsbaum.

Im Holzhaus daneben waren die Zimmer im ersten Stock nur durch eine Außentreppe erreichbar – dort wohnten Steffi, die Schwester von Ritschi und meine Schwester Bärbl und ich.



Tante Steffi



Tante Ritschi Salix von Felberthal

Die zweite Halbschwester meines Vaters hatte auf seinen Wunsch hin über den Sommer unsere Ausbildung übernommen, da wir am „Bauernhof“ in Gröbming, davon war die Familie meines Vaters

überzeugt, nie rechnen und schreiben lernen und da, sowohl bei meiner Schwester und mir, einiges auch an Erziehung nachzuholen sei. Tante Steffi, von Beruf Volksschullehrerin in Graz, besuchte die ältere Schwester in den Ferien wann immer es möglich war. Diese berühmte Direktorin hat uns das Einmaleins wirklich von der Picke an beigebracht und vor allem lehrte sie uns "schön" zu schreiben. Tagtäglich wurden wir sowohl am Vormittag wie am Nachmittag richtig „gedrillt“. Wir zwei waren mit T. Steffi in einem Nebenholzhaus untergebracht, da immer viele Gäste zum Kartenspiel bis in die frühen Morgenstunden eingeladen waren und die Zimmer in der Villa dadurch besetzt waren. Dieser Sommer am Wörthersee war herrlich. Tante Steffi, etwas rund, da sie mit vollem Genuss das Brathendl vertilgte, schwamm jeden Tag 200 Tempi in den See hinaus und wieder zurück. Sie war ein sehr lebenslustiger Mensch und unheimlich genau in allem, was sie tat. Sie war für uns eine liebenswerte Person. T. Ritschi lebte von Kaffee und Zigaretten, war Tag und Nacht mit Ihren Gästen beim Kartenspiel und wurde von Frau Abraham, dem Hausfaktotum, betreut und verwöhnt. Tante Ritschi hatte einen „Turmschädel“ und merkte sich daher – so glaubten wir kleine Mädchen – alles ganz genau.

Das Kartenspiel mit Ritschi war mir als Unterhaltung viel später, nämlich als Studentin, vorbehalten – Bärbl hielt nichts von dieser Zeitvergeudung.



Dieses Holzhaus mit der überdachten Außenstiege neben der Hauptvilla diente T. Steffi, Bärbl und mir zum Übernachten, zum Lernen und Wiederholen von Gelerntem – dies regelmäßig am Vor- und Nachmittag.

Es kamen tagsüber immer Gäste, aber auch zum Übernachten – die Damen spielten mit Leidenschaft Karten und tranken frischen Filterkaffee.

Meine Schwester Bärbl und ich konnten noch nicht schwimmen. Es gab allerdings keinen echten Schwimmlehrer wie heute, sondern Tante Steffi sollte es uns beibringen – das war die Idee meines Vaters. Sie gab uns draußen stehend Anweisungen, welche Bewegungen der Arme im Wasser gemacht werden müssten, um Brustschwimmen zu lernen – Bärbl und ich „tümpelten“ im Kinderbecken dahin und die ersten Tage der Woche vergingen rasch... ohne jeglichen fassbaren Erfolg.

Jedoch lernte ich es mit folgendem Trick: Tante Steffi erzählte uns, dass es Schaumrollen gibt (zu dieser Zeit – 1947 – wusste wohl kein Kind was eine SCHAUMROLLE ist, aber das Versprechen reichte mir!) und dass man von Maiernigg mit dem Schiff einen Sonntagsausflug machen könnte, um in Klagenfurt am 1. Sonntag unseres Aufenthalts den Gottesdienst zu besuchen. Danach würden wir zum Schaumrollenessen in eine kleine Konditorei einkehren. Voraussetzung um diesen Traum bis Sonntag zu verwirklichen sei allerdings, innerhalb einer Woche schwimmen zu lernen und es auch zu können. Am Strand am Wörthersee gab es ein Kinderbecken und von diesem getrennt einen Steg zum See, der NUR den Schwimmern vorbehalten war.

Dort stand ein Holzturm – vielleicht war er 2 m hoch. Von diesem konnte man ins tiefe Wasser springen. Da ich im Kinderbecken bis Freitag in der besagten Woche aber leider nicht schwimmen lernte, kletterte ich auf diesen Turm. Oben angelangt, habe ich mich – das weiß ich noch genau – geniert wieder über die Leiter hinunter zu steigen und so sprang ich einfach ins Wasser. Es ging ja nach meiner Beobachtung immer so: die, die heruntersprangen konnten schwimmen! Also... und ab da konnte ich schwimmen und durfte die erste Schaumrolle meines Lebens in Klagenfurt genießen. Einfach verrückt – aber so ist das Leben auch manchmal.

KOMMENTAR: Wenn auch mein damaliges Denken jeder Logik entbehrt, war es eine sehr wichtige Erfahrung in meinem Leben. Der Wörthersee, die Reise am Südufer vorbei an Maiernigg erfüllt mich heute noch mit tiefer Dankbarkeit. Ich bin eine Wasserratte geblieben und liebe diesen See – neben vielen anderen Gewässern der Erde. Heute noch erinnere ich mich an diesen Sommer voller Freude und Dankbarkeit.

In der Hauptschule nahm sich der ASKÖ um den Turn- und Schwimmunterricht der Kinder an. Ich lernte Turmspringen und Lagenschwimmen. Wir durften **1952** an der **Österreichischen Meisterschaft des ASKÖ** in Wien teilnehmen. So kam ich das erste Mal mit elfeinhalb Jahren nach Wien und meldete mich, weil jemand ausgefallen war, freiwillig im Stadionbad vom 10 Meter Brett zu springen. Wahrscheinlich habe ich mich da oben auch geniert, wieder zurück hinunter zu gehen und so sprang ich mit Angst und geschlossenen Augen ins Wasser. Wir haben bei dieser Meisterschaft mit unserer Staffel gewonnen. Ab da war dem sportlichen Treiben in meinem Leben kein Einhalt mehr zu bieten.



Nach der zweiten Klasse Hauptschule, verstand meine Lehrerin – sie hieß Aschenbrenner und war eine sehr strenge, aber sehr gute Pädagogin – meine Mutter nicht, dass ich abrupt vom Sport weg und ins Internat zu den Ursulinen geschickt wurde. Unsere Mutter hatte allerdings den unbändigen Wunsch, meiner Schwester und mir die Chance auf eine „gute Ausbildung mit Matura“ und eventuell auf ein Studium zu geben. Sie hoffte, uns dadurch die Chance zu ermöglichen, als Frauen unabhängig leben zu können. Ein Traum vieler Frauen, auch heute noch. Daher wurde zuerst meine schöne, lustige, intelligente und begabte Schwester und 2 Jahre danach auch ich in das Mittelschulinternat der **Ursulinen** nach **Graz** geschickt. Die Eltern mussten dadurch große Entbehrungen und die wochenlange Abwesenheit ihrer Kinder von zu Hause auf sich nehmen.



Ursulinen Graz

Die Ursulinen mussten über den zweiten Weltkrieg das Haus verlassen. Die Schule wurde nach dem Krieg wieder geöffnet. Ab den Fünfzigerjahren wurde das Haus bescheiden und mit großer Liebe und Verantwortung mit einem Kindergarten, mit Volksschule, einem Gymnasium und einer Haushaltungsschule wieder errichtet. Wir wurden nicht verwöhnt, hatten keinen Komfort, spartanisch eingerichtete Studierzimmer einen genauen Tagesplan und durften nur alle 4 Wochen nach Hause fahren. Der wunderbare weitläufige Park half uns über Vieles – auch über das sehr eintönige Essen – hinweg. Unsere Mutter überraschte uns ab und an mit einem guten Stück Mehlspeise, die wir dann immer dankbar und fast andächtig schnabulierten.

Der Übergang von der Hauptschule in die Mittelschule war für mich ein enormer Sprung und sehr anstrengend. Damit ich ein Jahr Ausbildungszeit sparte, machten mir die Eltern einen pffrigen Vorschlag: Sollte ich innerhalb von zwei Monaten in den Sommerferien zwei Jahre Französisch nachlernen und in die dritte Klasse aufgenommen werden, würde ich am Ende des Schuljahres ein Fahrrad bekommen. Wen wundert's, dass mir dieser Vorschlag gefiel und der Ehrgeiz angestachelt war. Im Herbst 1953 bestand ich die Prüfung und wurde in die dritte Klasse aufgenommen. Damals hab ich mich zum ersten Mal richtig durchbeißen und intensiv lernen müssen, was für mein späteres Leben sehr wertvoll war.

Das Internat, bedeutete für mich nach dem recht freien Leben in Göbming und Weiz eine ziemliche Umstellung. Nicht nur, dass wir viel lernen mussten, herrschten in diesem Mädcheninternat strenge Sitten. Ich erinnere mich noch an die Empörung einer Lehrerin, weil auf Plakatwänden in der Nähe der Schule halbnackte Frauen im Büstenhalter gezeigt wurden. Das war damals völlig neu und für manche schockierend. Ich erinnere mich auch an M. Gabriela, die uns selbst an heißen Tagen zur Einhaltung der strengen Kleidervorschriften mit den Worten ermahnte: „*Zieht keine ärmellosen Blusen an, sonst werden die Burschen wild, wie Hyänen auf euch fliegen*“, darüber lachten wir noch lange bei unseren Maturatreffen.



Die Mittelschule war für mich eine Qual, bis zur 5. Klasse, weil ich weder dort bleiben, noch mich vom Sport verabschieden wollte. Die Möglichkeiten Sport zu betreiben waren relativ gering. Ab der 7. Klasse durfte ich, wenn eine Lehrerin in der Parallelklasse oder sogar in der Lehrerbildungsanstalt ausgefallen war, einspringen und „Lehrerin spielen“ – man glaubt es kaum. Dahinter steckte M. Alberta unsere Französischlehrerin, die offensichtlich hoffte, eine Lehrerin aus mir zu machen. An Neidern fehlte es natürlich auch in einer Klosterschule nicht. Aber ich war unter meinen Schülerinnen als Gleichaltrige sehr beliebt, streng und bereitete mich sehr gewissenhaft auf jede Stunde vor.

Ab der 5. Klasse war ich Klassensprecherin bis zur Matura. Diese Zeit im Internat verlebten wir, meine Schwester und ich in Graz, fuhren alle vier Wochen mit dem Bus nach Hause mit Schmutzwäsche in einem schweren Schweinsleder-Koffer und fühlten uns in Weiz bei den Eltern nicht unbedingt sehr wohl. Aber es warteten alle unsere Freunde in dem gern besuchten Tanz- oder Schwimm- und Tennisclub.

Es gab an der Schule zwei maßgebliche Frauen – nämlich die Französischlehrerin M. Alberta Prechtl und die damalige Direktorin M. Clothilde Poche. Ihnen beiden war es auch durch die Auswahl der Professorinnen und Professoren für das Gymnasium gelungen, hervorragende, ambitionierte und große Persönlichkeiten an die Schule zu holen. Sie führten uns in eine Zukunft, die prägend für das ganze Leben war.

QR-CODE Literaturhinweis
Wurzeln und Visionen/ Steirische Karrieren, 2005



VIDEO HINWEIS:

2014

[Archiv - Hildegunde Piza-Katzer \(Chirurgin\) - wien.at Video](#)

2021

Tag der Med Uni Wien, Alumni Club „LEBENSWEGE“
Interview Heinz Flamm & Hildegunde Piza (ab 50.13 min)
<https://youtu.be/05Wwr3jU2eU?si=0bUdCuJV082Cm6uK>



Zeichnung Dr. Otto Katzer

Dr. Otto Katzer (1906 - 1993)

Otto Katzer wurde am 23. Jänner 1906 in Graz als Sohn des Landtafel- und Grundbuchdirektors Anton Katzer und seiner Gattin Rosa geboren. Sein jüngerer Bruder hieß Rudi. Unsere Großmutter – sie ist in meiner Erinnerung verblasst – war eine kleine, weißhaarige Frau, die keineswegs das Bild einer Großmutter in mir hinterließ, sondern eher das einer Respektperson, die zart, zerbrechlich und eher unnahbar war. Wir besuchten sie selten.

Sein Vater war 2x verheiratet. Mit seiner ersten Frau hatte er 2 Töchter Ritschi – später Salix von Felberthal und Steffi Katzer sie ist ledig geblieben und war Lehrerin in Graz.

Die Familie wohnte in der Klosterwiesgasse in einem damals wenig bebauten Gebiet von Graz, das schließe ich aus den seltenen Erzählungen über das Fußballspielen auf den Wiesen nahe der Wohnung.

Mein Vater wurde im staatlichen Realgymnasium (später Pestalozzi) eingeschrieben und beendete diese Schule mit 18 Jahren und der Matura.

In der Ausbildung der 14- bis 18-jährigen legte man damals offensichtlich großen Wert auf Zeichnen, Malen, Geometrie, Erkennen von Perspektiven, aber auch auf die Beobachtung und Reproduktion von Gesehenem – anschaulich dargestellt in den Jugendwerken. Für seine eindrucksvollen Porträts verwendete er Blei- oder Rötelstifte oder auch Wasserfarben. In diesen Bildern kommt sein großes Talent zum Ausdruck, welches in ihm schlummerte. Wie und wodurch diese Bilder erhalten blieben ist für mich völlig rätselhaft, da sie doch mehrmals übersiedelt wurden.

Nach der **Matura 1927** studierte er vorerst **4 Semester Architektur** und besuchte Vorlesungen über Städtebau, Gebäudelehre, malerische Perspektive u.v.a.m.

Wie auch andere Werkstudenten in dieser Zeit verdiente er sich sein Studium als Technischer Zeichner in verschiedenen Baukanzleien.

In der Jugend- und Studentenzeit hing er eher freiheitlichem Gedankengut nach und war Mitglied der schlagenden **Studentenverbindung** Macho-Teutonen in Graz.

Nach den 2 Jahren auf der Akademie begann er mit dem Medizinstudium – mit großem Einsatz und Fleiß. Warum er in die **Humanmedizin** an der Karl-Franzens-Universität in Graz wechselte, ist unbekannt. Als Assistent arbeitete er ein Jahr an der Pharmakologie in Graz bei **Prof. Dr. Loewi**, welcher den **Chemie-Nobelpreis** für den Nachweis der chemischen Übertragung der Nervenreize bekam.

Loewi wurde aufgrund seiner jüdischen Abstammung 1938 entlassen. Über Brüssel und Oxford konnte er schließlich nach New York emigrieren und nahm 1946 die US-Staatsbürgerschaft an. Das Nobel-Preisgeld hatte Loewi bei der Schwedischen Staatsbank deponiert, wurde aber gezwungen, dieses im Rahmen der "Reichsfluchtsteuer" an die Nazis zu überschreiben. Dass er das Geld je erhalten hat, ist unwahrscheinlich. Eine definitive Antwort können die Historiker aber bis heute nicht geben.

Mein Vater promovierte am **02.02.1933** in Graz zum **Doktor der gesamten Heilkunde**. Zunächst begann er als Arzt im Landeskrankenhaus Voitsberg, danach am Unfallkrankenhaus Graz zu arbeiten und schließlich ging er an die Universitätsklinik für Chirurgie in Graz. Er wurde an der ersten Chir. Klinik in Graz bei Prof. Winkelbauer zur Ausbildung aufgenommen. Bei Prof. Dr. Spath, der Winkelbauer nachfolgte, beendete mein Vater die Ausbildung zum **FA für Chirurgie**. Parallel bereitete er sich zum **Amtsarzt** vor – legte die Prüfung 1937 ab, verließ die Klinik in Graz und war von da an als Amtsarzt tätig.

Von **1939 bis 1941** war er als **Stabsarzt im Kriegseinsatz**. Ab 1940 bekam er die Aufgabe, als Elin-Betriebsarzt eine Ambulanz in Weiz aufzubauen. Es gelang ihm auch Geld für einen Neubau eines **Krankenhauses in Weiz** (Grazerstraße) zu bekommen. Er war in diesem anfangs etwa 20 Betten umfassenden Krankenhaus Chirurg, Geburtshelfer und leitete bei den Operationen Schwestern zur Narkose an, während er selbst den Blinddarm oder die Gallenblase entfernte.

Langsam wurde ein richtiges Krankenhaus daraus. Es wuchs ständig, wobei mein Vater in der Planung, Entwicklung und Vergrößerung sehr eingebunden war. Er zeichnete die Umbaupläne alle selbst. Nach Fertigstellung unterstützten ihn bei der Arbeit im Spital geistliche Schwestern aus Vorau und einige wenige ärztliche Mitarbeiter. Es fiel seine umfassende Ausbildung auf dem Gebiet der Orthopädie, der Inneren Medizin und der Gynäkologie auf. Er war fast 24 Stunden einsatzbereit, jeden Tag erreichbar und durch viele Jahre an dieses Spital gebunden. Durch seine ubiquitäre Ausbildung versorgte er anfangs vor allem die Arbeiter der ELIN bei Unfällen, wenn nötig half er der Hebamme im Kreissaal, führte Operationen durch, beriet als Amtsarzt bei Untersuchungen, erledigte Ansuchen an Ämtern, wenn es um Frühpensionierung nach Unfällen ging usw. Er nahm seinen Beruf sehr ernst und half gerne, wo Hilfe nötig war. Er arbeitete bis zu seiner Pensionierung als Primararzt und als Amtsarzt. Er ging gerne zu den Kindern und Lehrern in den Schulen des Bezirks, baute die Impfkationen aus, kümmerte sich um die ersten Altenheime, engagierte sich beim Aufbau des Rot-Kreuz-Dienstes und der Bergrettung im Bezirk.

An der Seite meines Vaters: Schon in der Oberstufe des Gymnasiums, vor allem aber in den langen Ferien zwischen Matura und Studium, durfte ich meinen Vater zu Fuß ins Spital begleiten. In den ersten Studienjahren half ich beim Bettenmachen, Essen bringen, sowie Schüsseln wegtragen und leistete Hilfsdienste. Später half ich den Schwestern im Labor, wodurch ich auch die Wichtigkeit, diese Arbeit zu schätzen lernte. Ich durfte mit in den Verbandsraum gehen und letztendlich auch in den OP-Saal mitkommen. Überall ging es mir gut, weil ich wusste, dass ich mit ihm alles besprechen konnte. Nur bei Geburten, wo er bravourös die schreienden Kinder auf normalem Weg zur Welt brachte, fiel ich beim ersten Schrei des Neugeborenen um – allerdings in die Hände von Herrn Sepp, den einzigen Operationsgehilfen. Ich genierte mich, aber mit der Zeit wurde ich tapfer, atmete kräftig durch und blieb stehen, bis ich die Mutter erschöpft sah, aber glücklich ein gesundes Kind in den Armen haltend.

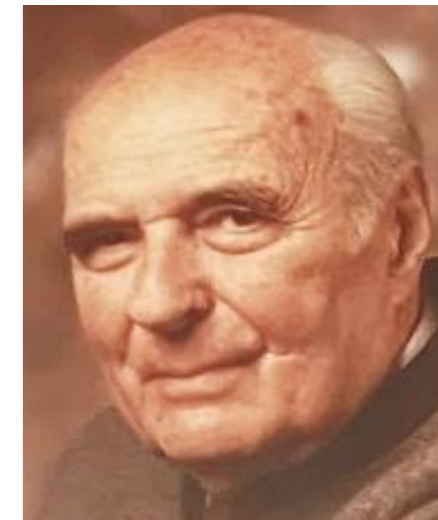
Gretl Breiser, die Enkelin des legendären längst verstorbenen Bauern mitten in Weiz, bei dem wir als kleine Mädchen Milch holten, erzählte mir Geschichten über meinen Vater. Er war der Haus-, Vertrauens- und Erste Hilfe Arzt ihrer Familie und wurde als Gast sehr geschätzt. Greterl erzählte mir vom jetzt 54-jährigen Bauernsohn Gernot: Er war etwa 4 Jahre alt, hatte zwei sehr unterschiedliche Beine. Das eine sozusagen „normal“ das andere deutlich schwächer ausgebildet. Man bemerkte es beim Gehen. Als mein Vater wieder einmal bei Klammers am Hauptplatz „vorbei“ kam, zeigte man ihm den kleinen Buben und bat ihn um Rat (damals gab es in Weiz noch lange keinen FA für Orthopädie). Mein Vater ließ ihn die Socken und die Schuhe ausziehen und auf Zehenspitzen gehen. Dabei muss man wissen, dass der einzige Raum aus Küche mit Ofen, einem Tisch, einer Eckbank und wenigen Sesseln bestand. Der Fußboden aus Holzbrettern wurde jeden Samstag geschrubbt, war uneben und nicht geheizt. Er zeigte ihm, richtig auf Zehenspitzen zu gehen und gleichzeitig die Knie und die Hüften zu strecken und das Gleichgewicht dabei nicht zu verlieren. Er nahm ihn an der Hand und führte ihn durch die kleine Stube. Die junge Mutter und die Großeltern bekamen den Auftrag, diese Übung, nämlich barfuß Zehenspitzengehen, 3-4x täglich mit Gernot zu üben und dies nicht länger als 5 Minuten. Dies machten sie regelmäßig. Eltern und Großeltern nahmen diesen Rat sehr ernst und unterstützten den Burschen.

Fazit: Es wurde nie ein Orthopäde aufgesucht, die Beine sind heute gleich lang, Gernot ist beim Laufen und Gehen mit beiden Beinen gleich geschwind und hat vor allem keine Beschwerden.

Seine Liebe zur Darstellung von Gesehenem, Festhalten von Eindrücken in allen möglichen Variationen des Zeichnens, Malens bis hin zur Fotografie, aber auch sein untrügliches Gefühl und sein Wissen über Perspektiven, Harmonie im Bild oder bei Bauten, sowie in Landschaften charakterisierten sein Leben. Dass mein Vater Freude am Schönen und einen schalkhaften Humor hatte, blieb niemandem verborgen, der ihm begegnete.



Das nach den Plänen erweiterte und umgebaute Krankenhaus in Weiz



Otto Katzer starb am 13. August 1993 im 87. LJ in Weiz.



Zeichnungen von Dr. Otto Katzer – im Operationsaal

Begräbnis: Noch eine kurze Geschichte am offenen Grab meines Vaters in sommerlicher Hitze am 13. August 1993: Es waren sehr viele Menschen zur Verabschiedung gekommen – alle Vereine wie Feuerwehr, Rettung, Bergrettung waren in ihrer jeweiligen Tracht erschienen – auch sehr, sehr viele junge Krankenschwestern. All dieses Treiben registrierte ich mit einem gewissen Staunen und als die lange Schlange der Kondolierenden fast zu Ende war, fragte ich eine der verweinten jungen Krankenschwestern warum so viele ihm die letzte Ehre in der brütenden Augusthitze geben? Die Antwort ließ mich aufhorchen –

„er hat mit uns allen auf Bällen getanzt und war so ein guter Tänzer – auch noch dieses Jahr“...

Ehrungen: Dr. Otto Katzer erhielt für seine verdienstvolle Arbeit und für sein Rundum Engagement einige Ehrungen: das **Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik** und das **Goldene Ehrenzeichen des Landes Steiermark** und er wurde **Ehrenbürger der Stadt Weiz**.



Juliane Mathilde Aloisia Katzer, geb. Mandl (1912 - 1997)

Meine Mutter wurde am 29.05.1912 in **Gröbming** als Tochter des Kaufmanns Alois Mandl und seiner Gattin Mathilde geboren. Mein Großvater kam aus einer Familie, die aus Russland einwanderte (man erzählte, dass der Großvater meiner Mutter noch am Hofe des Zaren in Dienerschaft war – ein Märchen?). Die Eltern meines Großvaters siedelten sich in Gröbming an und betrieben ein Geschäft, dem eine Landwirtschaft angeschlossen war. Meine Mutter war die älteste von 3 Kindern. Sie hatte noch eine Schwester und einen Bruder, welcher im 2. Weltkrieg als 17-Jähriger Richtung Russland marschieren musste, letztendlich ein Jahr nach Kriegsende doch heil zurückkam.



Hauptplatz mit Mandl Haupthaus und Tankstelle. Dieses Haus war über 200 Jahre alt – und hatte sehr dicke Steinmauern.



An dieses Haus angebaut lag das Geschäft, in dem man alles kaufen konnte – ein sogenannter Großwarenhandel. Daneben war ein schöner Musikpavillon aus Holz. In meiner Kindheit konnte man neben dem Baum noch den Bach samt Forellen bewundern.



Mein Großvater hatte sich in das Fräulein Mathilde verliebt. Sie kam aus einer kinderreichen (14 Kinder), aus Frankreich (Fournier) stammender Familie. Die Fourniers ließen sich als Lebzelter in Gröbming nieder und bewirtschafteten einen Gasthof mitten im Ort.

Brief Alois Mandl an Schwester Juliane (Spätherbst 1911):

*Liebe Schwester,
mit diesen Zeilen kann ich Dir ... eine Überraschung ... nicht ersparen.*

Ich teile Dir mit, dass ich Fournier Mathilde im Jänner heiraten werde, ich hatte leider eine schwache Stunde mit Tilde und wie sie mir dieser Tage mitteilen musste, sind Folgen zu erwarten.

Wie Du weißt, habe ich mich wirklich bemüht, ein Mädchen zu freien, welche eine Mitgift ins Haus gebracht hätte (um den Geschwistern gegenüber meinen Verpflichtungen ehst nachkommen zu können), aber leider umsonst.

Meine Bemühungen waren vergeblich. In Kärnten, wo ich mich auch bemühte, wurde ich abgewiesen und von Lofer erhielt ich auch keine Antwort, also kommt dies einer Absage gleich.

Ich bitte Dich und Berta, mir mit Ausbezahlung des Erbetrages bis 1915 zuzuwarten, ich werde bis dorthin Mittel und Wege schaffen, meiner Verpflichtung nachzukommen. Ich werde Mina und Steffi versuchen zu bitten, vorläufig mit der Verzinsung Vorlieb zu nehmen und werde sodann auch diese Beträge ratenweise abzahlen.

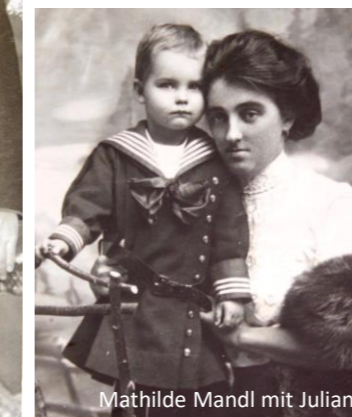
Mathilde nehme ich natürlich solange nicht in Mitbesitz, bis die Schuld an Euch gedeckt ist. Ferner stelle ich Euch Schuldakte aus, sodass Eure Ausgänge vollständig gesichert sind. Du liebe Schwester Julie, wirst wohl bei mir bleiben, wenn es Dir so behagt und solltest Du Dein Leben ändern wollen, werde ich durch Verkauf des Gasthauses auch dieser Verpflichtung nachkommen.

Liebe Schwester, nun kennst Du meine Beichte, ich kann nicht anders, als Mathilde heiraten. Ich kann und will kein Schuft sein, und ich habe sie wirklich sehr lieb. Wir werden so Gott will ein glückliches Paar werden.

Ich bitte Dich, lasse Thilde zu Dir rufen und sage ihr, dass Du von mir unterrichtet bist, und gib ihr einige gute Worte, sie hat so große Angst vor Dir.

Liebe Schwester, ich habe Dir mein Herz ausgeschüttet, ich hoffe, Du wirst mir mein Tun und Lassen vergeben.

Mit Gruß und Kuss Dein Bruder Luis



Die Vermählung von Mathilde und Alois Mandl fand im Jänner 1912 statt und am 29.05.1912 kam meine Mutter Juliane auf die Welt.



Juliane (3.v.l) mit ihren Geschwistern Alois und Trude.



Ausflug ans Mittelmeer 1926
Juliane (14a) stehend mit Eltern Alois und Mathilde.



Meine Mutter war von Asthma geplagt, besuchte eine Frauenberufsschule in Gmunden in Oberösterreich. Mit 21 Jahren führte sie den 18-köpfigen Haushalt in Gröbming und hatte einige Hilfen unter sich, die ihr unter die Arme griffen. Sie bekochte nicht nur die Familie sondern auch Knechte, Mägde und Verkäuferinnen, die sie natürlich ob des guten Essens und ihrer „Feschheit“, gepaart mit einem großen Charme, sehr verehrten. Sie begann nach einem Jahr Wirtschaftsführung im elterlichen Haushalt eine Ausbildung als **Fürsorgerin** und ging anschließend in die **Schwesternschule** nach Graz, wo sie letztlich als Operationsschwester meinen Vater kennenlernte, den sie über das Essen – wie sie erzählte – an sich zog und als Partner gewann.



Sie **heirateten 1938 im Dezember** standesamtlich, was die Eltern meiner Mutter glaube ich sehr kränkte, da sie ihrer Tochter auch eine kirchliche Hochzeit gewünscht hätten. Meine Schwester Barbara wurde 1939 und ich 1941 in Gröbming geboren. Die Eltern lebten allerdings 1939-1940 in Leoben, da mein Vater nach seiner chirurgischen Ausbildung auch noch die zum Amtsarzt fertig machte. Mit meiner Schwester Bärbl übersiedelten sie nach Weiz in eine Wohnanlage der Elin. Mein Vater wurde in Weiz als Amtsarzt und Elinarzt aufgenommen und baute langsam das Krankenhaus Weiz auf.



Um den ganzen Betrieb in Gröbming aufrecht zu erhalten und alle satt zu bekommen, wurde während des Krieges 1942 und auch danach ein Gemüsegarten angelegt und sehr gepflegt – am Sonntag gab es dann 1x in der Woche auch einen SALAT. Tiefkühlobst und -gemüse, einen Kühlschrank, Waschmaschine, Plastik gab es nicht. 1x in 4 Wochen kamen zwei Frauen, die im Hof im geheizten Waschkessel nach dem Rumpeln die Wäsche bearbeiteten. Die Kleidung (gestrickt) hat gejuckt, für Kinder – für's einzige FOTO – war aber alles sehr, sehr schön.



Die Winter waren anders: monatelang schneereich, da fand sich wahrscheinlich wohl jemand, der mich einpackte und im Schlitten zog, um dann von der Leitn herunter zu fahren.



1945: Großvater Alois und Großmutter Mathilde Mandl bei der Hochzeit ihrer zweiten Tochter Edeltrude mit dem damaligen Bezirkshauptmann Fürböck. Links Bärbl Katzer im 6. LJ und nur von Profil her meine Mutter.



Unsere Mutter mit Bärbl 6 Jahre alt und mir im Trachtenkleid vor der Hochzeit von Tautu unserer Tante in Gröbming.



Während der Mittelschulzeit in Gröbming bei den Großeltern im Schwimmbad Loy.



1957: Herbstmesse. Gundl, Vater, Mutter und Bärbl



In den 50er Jahren kaufte mein Vater einem Bauern ein großes Stück Grund auf einem Hügel am Rande von Weiz gelegen ab. Die bekannte Wallfahrtskirche am Weizberg, und der darunter liegende Friedhof grenzen direkt an diesen nach Süden gerichteten Besitz an. Auf ihm konnte man einst Wein anbauen. Mein Vater, der ja 4 Semester Architektur an der Technik in Graz studiert hatte, wagte sich daran ein Haus zu entwerfen – es schmiegte sich an den Hang, drängte sich nicht in die Landschaft und bot uns einen herrlichen Blick über die Elinstadt Weiz.



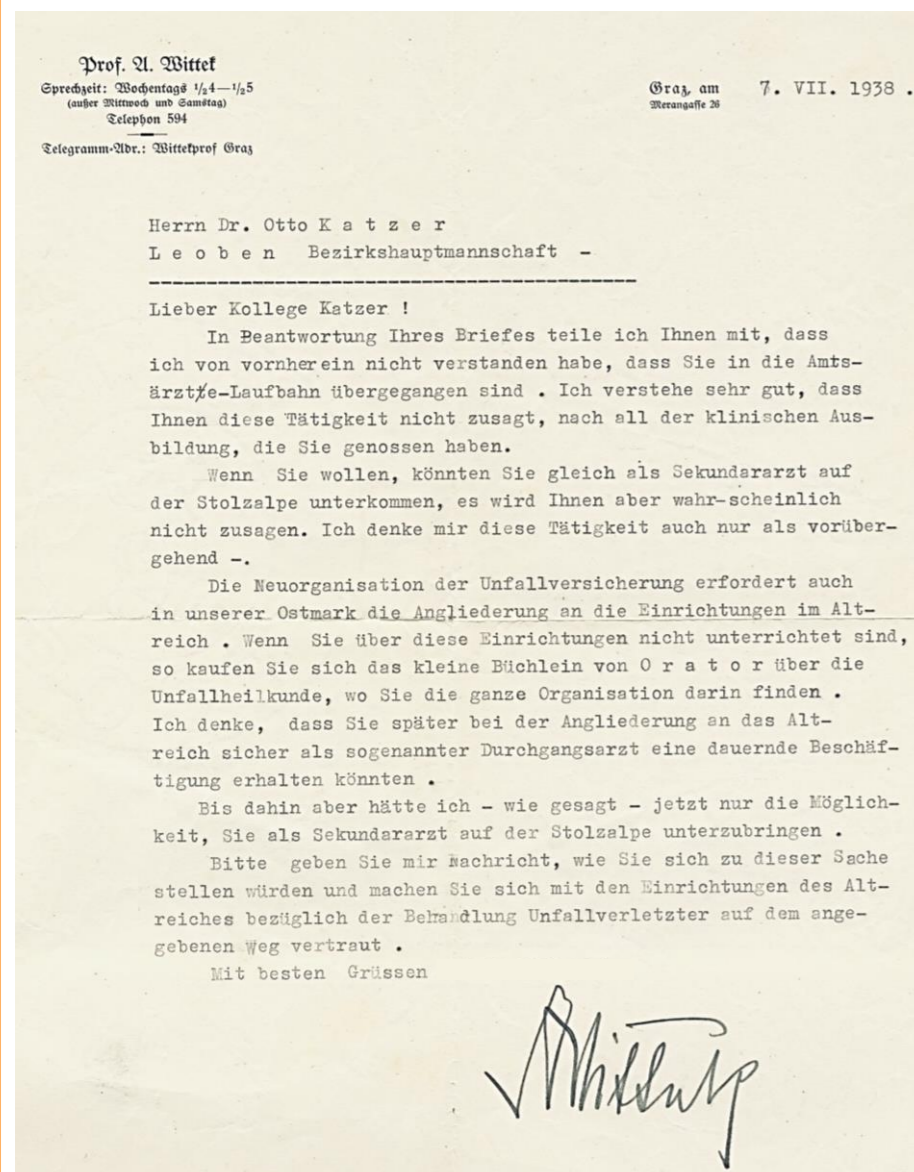
Dieses 200 Jahre alte Winzerhäusl mit der Adresse Feldweg 11 war im vorderen Teil nur aus Holz gebaut, hatte einen kleinen Keller mit einem Lehmbooden. Vom Eingang aus kam man über eine enge Stiege in ein kleines Kammerl mit winzigem Balkon – Richtung Süden gerichtet – in den ersten Stock. Im Parterre gab es nur eine Holzdecke auf der man das Errichtungsdatum 1760 lesen konnte. Als DIE Hofbauers mit zwei Kindern einzogen, wurde das Häusl gegen Norden angebaut und bekam dadurch noch zwei kleine Räume dazu. Es stand links der Auffahrt zum Haus meiner Eltern.

Der Beruf des Vaters, die Töchter Bärbl und Gundl sowie die „Zeit“ nach dem 2. Weltkrieg, erlaubten es unserer MUTTER nicht ein „eigenes freies Leben“ zu leben. Aber sie hat alles gegeben, damit WIR eine gute Ausbildung bekommen und hat auch deswegen auf Vieles verzichtet. Sie lebte bis ins hohe Alter von 85 Jahren allein und selbstständig auf dem wunderbaren Besitz in Weiz. Sie verstarb am 20.12.1997.

Dr. Barbara Katzer (1939 - 2017)

Bärbl, meine Schwester ist am 29.12.1939 in Gröbming zur Welt gekommen. Damals gab es ausschließlich Hausgeburten, die mit einer Hebamme unterstützt wurde. Meiner Mutter und dem etwas zartgebauten Mädchen ging es gut.

Mein Vater hatte inzwischen nach seiner Ausbildung an der chirurgischen Klinik in Graz zusätzlich die Prüfungen zum Amtsarzt bestanden und übersiedelte mit Mutter und dem Säugling nach Leoben. Offensichtlich war er dort nicht glücklich und bemühte sich über Prof Dr. Wittek, dem Orthopäden in Graz, von Leoben weg zu kommen. In einem Brief an ihn zeigte sein Lehrer Wittek Verständnis für seine Unzufriedenheit und bot ihm an, vorübergehend auf der Stolzalpe eine Sekundärarztstelle anzunehmen. Gleichzeitig bekam er von der Elinstadt Weiz ein Angebot, als Amtsarzt und zusätzlich die Chance in der Elin eine ambulante Einrichtung für Verletzungen aufzubauen.



Bärbl entwickelte sich sehr gut, war das erste Enkelkind, sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits und mitten im Krieg sicher ein Lichtblick für alle. Nach Weiz übersiedelt wohnte Bärbl mit Eltern anfangs in einer schönen Villa am Stadtrand von Weiz. Von dort zogen sie wenige Monate später in das erste Elin-Wohnhaus in der Hofstatt, das auf einem kleinen Hügel neben einem Bauernhof und nur durch eine schmale Straße von den Elin-Hallen getrennt errichtet worden war. 1 ½ Jahre später wurde ich geboren.



Gundl und Bärbl (rechts)

Bärbl und ich besuchten die Volksschule teils in Weiz und in Gröbming. Weil Bärbl sehr leicht lernte, wurde sie nach zwei Jahren Hauptschule und Nachlernen von Französisch in den Sommerferien, zu den Ursulinen ins Internat geschickt und kam dort in die zweite Klasse Mittelschule. Ein Jahr später ereilte mich dasselbe Schicksal, weil, so begründete es meine Mutter, „mit dem Sport allein meine Zukunft zu unsicher sei“. Ich landete allerdings, weil ich zwei Jahre nachlernte in derselben Klasse wie Bärbl.



Für mich ist es heute noch erstaunlich, wie wenig wir einen schwesterlichen Kontakt pflegten. Wir waren nicht nur im Aussehen komplett verschieden, sondern auch von der Art.

Wir saßen in der Schule nicht nebeneinander. Jede von uns ging ihre eigenen Wege. **Aufgrund verschiedener Neigungen, Bedürfnisse und Eignungen haben wir auch verschiedene Ziele verfolgt. Ich fand Bärbl besonders attraktiv, elegant, vor allem in Sprachen sehr begabt und von rascher Auffassungsgabe.** Ihr Hirn arbeitete völlig anders als meines. Sie war rasch in der Reaktion, ihre Merkfähigkeit war unübertroffen in der Klasse. Sie fertigte mit großer Hingabe lustige Zeichnungen an. Dagegen war für sie, der von mir so geschätzte Chorgesang, tabu. Allerdings waren wir beim Korbball-Spielen mit Heidi zu dritt ein unschlagbares Team, vor allem wenn wir auch gegen andere Schulen kämpfen mussten. Die beiden liefen sehr schnell und spielten mir immer, da ich mich irgendwo sehr gut positionierte, den Ball zu, den ich dann mit Leichtigkeit in den Korb brachte.

Zum Tanzkurs, von einer Erzieherin begleitet, kamen Studenten aus einem katholischen Studentenheim von Vorarlberger Provenienz. Ich war Feuer und Flamme, weil ich sehr gerne tanzte. Für Bärbl war es eher ein Rückzugsort. Ganz anders, wenn wir nach Hause fuhren und mit unseren Freunden in Weiz in einem Gasthaus nach Musik aus einem Wurllitzer tanzten, da war sie immer mit von der Partie – aber sie war ein scheues Wesen, wenn sie jemanden nicht kannte.



In der 8. Klasse lernte sie einen jungen Mann kennen, der sich in sie verliebte und sie animierte mit ihm auszugehen – was natürlich streng verboten war. Klaus, so hieß der Verehrer, kam mit FIRN Zuckern an die bis abends besetzte Pforte, übergab den Zuckersack mit viel Charme der diensttuenden Schwester, plauderte mit ihr, während meine Schwester unbemerkt in den Garten verschwand und mit dem „Zuckerbaron“ abhaute. Sie sprach mit mir nie über ihre Abenteuer. Für mich war es allerdings ein Schock als sie von heute auf morgen knapp vor der Matura aus dem Internat flog – weil man ihre Eskapaden entdeckte und nicht tolerierte – und sie dadurch akut nach Hause übersiedeln musste. Vor dem Vater blieb der Grund geheim gehalten bis zu seinem Tod.

Bärbls Verlobung wurde noch im Herbst 1959 pompös im großen Haus des Bräutigams gefeiert – bald jedoch wieder gelöst und Bärbl wurde vom Vater gezwungen Jus zu studieren. Auch das



schaffte sie in der kürzest möglichen Zeit, arbeitete danach 1 Jahr am Gericht und dann bei einer großen Immobilienfirma. Nach zwanzig Jahren übersiedelte sie beruflich als Juristin an die Musikuniversität in Graz. Der große Garten zu Hause in Weiz war ihr Refugium und so blieb sie meist ein paar Stunden bei den Eltern, solange diese noch lebten, auf dem sonnigen Hügel ihres prachtvollen Besitzes. In Graz lebte meine Schwester relativ zurückgezogen mit ihrem Langzeitpartner, er war ebenfalls Ju-

rist, am Glockenspielplatz. Mit ihm verbrachte sie lange Afrikaurlaube – wahrscheinlich das jährliche Highlight für sie. Wir Schwestern hatten selten Kontakt. Sie kümmerte sich allerdings liebevoll um meine drei Kinder, wenn diese im Sommer oft für einige Wochen bei den Großeltern die Ferien verbrachten.

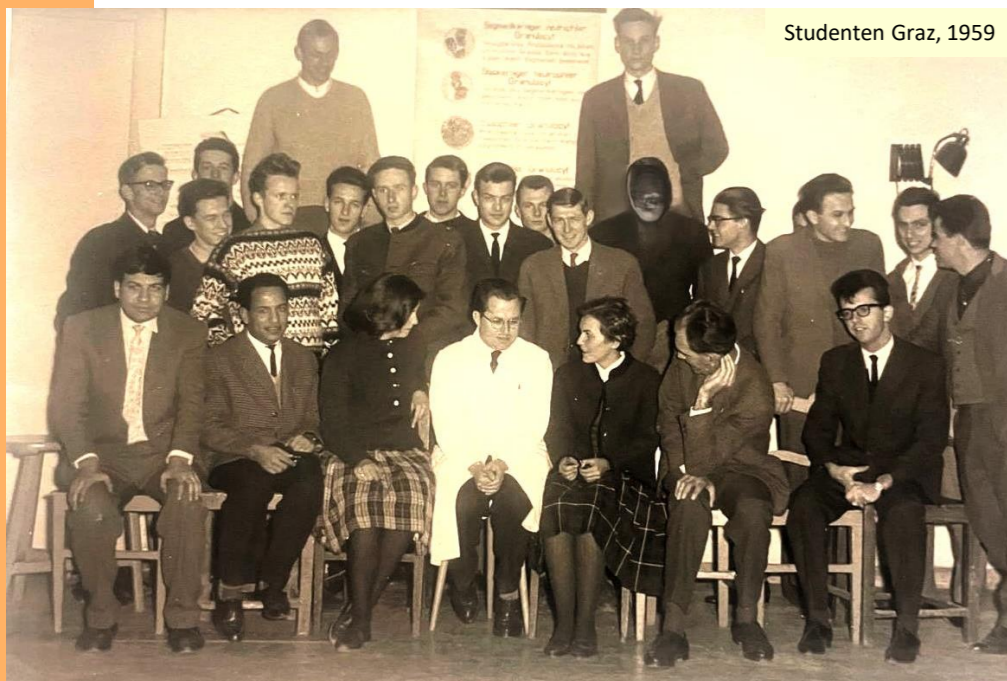
Für ihren liebevollen und tatkräftigen Einsatz in den Sommermonaten bin ich ihr heute noch dankbar. Sie verstarb in meinem Beisein in einer sehr schönen, aber von ihr abgelehnten Seniorenresidenz in Wien am 21.12.2017 und wurde vom Jesuiten P. Christian Marte am 16. Jänner 2018 verabschiedet. In seiner Predigt beim Dankgottesdienst erzählte er von langen Gesprächen mit ihr, aus ihrem Leben, ihrem Beruf, den Menschen die ihr wichtig waren. Er meinte sie habe wohl ein sehr intensives Leben gelebt, mit Schönerm und Schwierigem, mit Gelungenem und Zerbrochenem, von ihren Schmerzen und ihrer Angst. Er meinte „nun ist aber unsere Erfahrung die, dass wir selbst spüren, dass wir mit den Verstorbenen in Verbindung bleiben können: wir sprechen mit ihnen. Wir denken an sie.“



Das war meine Schwester Bärbl, die nur selten Ruhe fand auf dieser Welt.

Medizinstudium GRAZ, WIEN (1959 - 1965)

Die Ferien zwischen Reifeprüfung/Matura und Beginn des Studiums waren lang. Anfang Oktober konnte man inskribieren und ich befand mich 4 Wochen vorher ganz alleine wandernd auf einer Alm in der Nähe von Weiz, da ich mit mir uneins war, was ich wirklich studieren sollte. Als ich von dieser Wanderung nach Hause kam, wusste ich genau, dass ich Lehrerin werden wollte, allerdings wusste ich am Tag der Inskription noch immer nicht, welches FACH ich außer Sport noch nehmen sollte? Mein Vater, der ja zwei „nur Töchter“ hatte, setzte alle Hoffnung auf mich. Er begleitete mich zur Inskription. Als wir das Hauptgebäude der Karl-Franzens-Universität betraten und durch den Flur gingen, schlug ich meinen Weg Richtung philosophischem Dekanat ein. Ruhig, wie mein Vater immer war, machte er mich darauf aufmerksam, dass das medizinische Dekanat aber links sei und ich mich auf einem falschen Weg befand. Welcher Grund es auch immer war, ob Wohlerzogenheit, Unsicherheit oder etwas anderes weiß ich heute nicht mehr. Ich widersprach ihm nicht und ging Richtung medizinisches Dekanat und so inskribierte ich Medizin.



Studenten Graz, 1959

Das Studium begann ich 1959 an der medizinischen Fakultät der Karl-Franzens-Universität in Graz. Während dieser Zeit war es mir wichtig Freundschaften unter den Studierenden aufzubauen und durch Menschen aus verschiedenen sozialen Schichten und Denkrichtungen an Weite zu gewinnen, um dadurch selbst Erweiterung und BILDUNG zu erfahren und nicht NUR bei einem speziellen Studium im Kämmerlein zu sitzen. Neben der Universität ist mir die KHJ (Katholische Hochschuljugend) nach einem Studienjahr sehr ans Herz gewachsen. Sie wurde von Dr. Reichenpader geleitet. Er war im Krieg, überlebte einen Flugzeugabsturz auf Kreta, sprach fließend französisch, hatte

Camus, Bernanos u.v.a. mehr in seiner Leseliste und war ein weltoffener Priester, der durch seine zurückhaltende Art den wenigen Studentinnen gegenüber sehr angenehm auffiel und er hat mir imponiert. Wir konnten mit den Heimbewohnern gemeinsam essen, studieren und besuchten 1x wöchentlich um 6 Uhr früh in der nahen Leechkirche oder Sonntags in der Stiegenkirche die Hl. Messe. Seine Predigten waren tief, klar und für uns richtungsweisend – man konnte sich den Succus gut merken. Ihm folgte Dr. Egon Capellari (später Bischof in Kärnten) in die Leechgasse nach. P. Severin Schneider, Benediktiner aus Seckau, studierte Philosophie und schrieb seine Dissertation in Graz über Heidegger. Er war uns Medizinern als geistlicher Betreuer zugeteilt und beeinflusste uns nicht nur religiös, sondern diskutierte mit uns moderne Literatur und ging mit uns Schifahren oder wandern. Jede Woche freuten wir uns auf einen Abend mit ihm, wo wir erzählten, fragten, diskutierten, zuhörten und gemeinsam lachten. Wir fanden vielfache Möglichkeiten uns karitativ – nicht nur in der Studentengemeinde – einzusetzen. Wir organisierten lustige Abende, sangen im Chor und waren ganz gierig darauf neue Figuren für Tanzabende einzustudieren.

Auf dem Grund Leechgasse 24 KHJ wurde daneben das **erste afroasiatische Institut** auf Hochschulboden in Österreich errichtet. Es lebten darin Studenten aus der ganzen Welt. Durch diese neuen Freunde lernten wir viel. Vor allem bekamen wir in der Zeit der frühen 60er Jahre relativ rasch einen Weitblick über Österreichs Grenzen und über die Universitäten hinaus. Wir waren offen, neugierig lernten Gemeinschaft üben, zuzuhören, **zu diskutieren**, fuhren auch zu Hochschulwochen nach Altmünster, Salzburg oder Kremsmünster.

1964 schrieb ich in den letzten klinischen Semestern meines Medizinstudiums mit Harald Pristautz ein „**Hautskriptum**“ für die Hochschülerschaft und verdiente so Geld. **Mit diesem ließ ich mir einen sog. Haremsring mit Saphiren und kleinen Altschliff-Diamanten nach meinen Aufzeichnungen machen, der von einem Goldschmied in Graz angefertigt wurde.**

Noch heute trage ich ihn gerne.

„Der Himmel sei ein wunderbarer Saphir,
in den die Welt eingebettet liegt“,
glaubten die Menschen in früherer Zeit.

Die vorklinischen fünf Semester waren für mich relativ anstrengend, da ich kaum in der Physik mitkam, die Chemie, nur was die Experimente anlangten, spannend fand. Das Beste an der Vorklinik war für mich eindeutig die Anatomie und die Physiologie. Prof. Thiel, der Anatom, war ein Bihänder und er konnte so schnell und gut Tiere mit beiden Händen zeichnen, dass ich ab dem ersten Tag fasziniert ob dieses Talent war.

Die Anatomie faszinierte mich deshalb, weil wir genug Zeit für die Präparationskurse hatten, sehr viel Zeit für topografische Anatomie verwandten und ich mich auch beim Abschluss-rigorosum sehr freute, als ich den N. facialis mit all seinen Aufzweigungen zur Präparation bekam. Dieses intensive Ana-

tomiestudium, welches immer wieder auch von meinem Vater sehr im Detail verfolgt und unterstützt wurde durch Zeichnungen, die er mir zur Erklärung von verschiedenen topografischen Details in Form von Skizzen anfertigte, war und ist bis heute ein sehr wichtiger Grundstock meiner chirurgischen Tätigkeit.

Prof. Dr. WALTER THIEL (1919 - 2012)

Ordinarius für Anatomie an der Medizinischen Fakultät der Universität Graz

Das anatomische Institut hatte einen Hörsaal, in dem die Bankreihen relativ stark abfielen. Ich erinnere mich gerne an die erste Anatomie-Vorlesung. Professor Thiel beeindruckte mich vom ersten Moment an. Er stellte sich mit dem breiten Rücken zu uns gewandt hin, hielt in jeder Hand eine Kreide, und begann auf der großen Tafel ein Pferd zu zeichnen, zuerst den Rücken mit völlig symmetrischen Bewegungen – mit der rechten Hand bis zum Schwanz und den Hufen des Tieres und mit der linken die Nüstern und die Vorderhufe erstaunlich schnell darzustellen, bis beide Hände sich am Bauch trafen. Er zeichnete sehr schnell, hatte also Übung.

Dann erst drehte er sich um und begrüßte uns, mit einer tiefen, sonoren, sehr angenehmen Stimme – er trug einen gepflegten Bart, seine fast stehenden Augen wanderten durch unsere Reihen. Auf mich wirkte er von Anfang an als eine sehr „runde“ Persönlichkeit:

„Heute können Sie entscheiden, ob Sie zu jenen gehören, die viel Zeit und wenig Geld oder viel Geld und wenig Zeit haben werden.“ Dieser Satz hat mich so tief beeindruckt, dass ich ihn heute, Jahrzehnte danach, noch im Gedächtnis tief eingraviert habe. Seine Beidhändigkeit und sein Vorstellungsvermögen in der vor allem topografischen Anatomie haben mich immer fasziniert. Seine Sezierkurse, vor allem von sehr guten Assistenten geführt, waren unglaublich gut und systematisch aufgebaut. Wir waren zu sechst an einer Leiche eingeteilt. Ich konnte 3x am Kopf präparieren. Es war eine gute Atmosphäre, es wurde viel gearbeitet und wenn ich heute in mein Meldungsbuch mit der Ausweisnummer 69-59/60 schaue, am 12.10.1959 angelegt, finde ich unter Anatomie im 1. Semester sechs Stunden Vorlesung mit seiner sehr charakteristischen, nach rechts geneigten, gut leserlichen Unterschrift **Thiel**.

Wir haben damals 378,- Schillinge für die Inskription bezahlt.

Im 2. Semester waren es abermals sechs Stunden im Sezierraum und zusätzlich eine Stunde mit 10,- Schilling Abgabe für eine spezielle Unterrichtsstunde Hirnsektion.

Im 3. Semester 1960/61 waren wieder sechs Stunden anatomische Sezierübungen (mit 100,- Schilling Gebühr) und eine Thiel-Vorlesung von zwei Stunden mit Anatomie des peripheren Nervensystems.

Im 4. Semester wurde die topografische Anatomie und die Extremitäten-Anatomie, sowie ein zweites Mal die Hirnsektion beides wiederum bei Prof. Thiel dargeboten.

Damals wusste ich noch nicht, welchen Wert für mich diese intensiven anatomischen Vorlesungen und Übungen auf meine spätere klinische Arbeit haben werden. Ich war ihm zeitlebens sehr dankbar dafür! Sein erstes Anatomie Buch brauchte ich sehr oft zum Nachschauen. Sein letztes großes Werk, in dem er mit wunderbaren Farbfotografien die gesamte Anatomie des Menschen noch einmal genau beleuchtete, hat heute, einen unglaublichen Wert. Diese intensive Ausbildung und seine überzeugende Art uns beizubringen, dass man sich mit Fleiß und Einsatz von Anfang an mit seiner Ausbildung beschäftigen sollte, haben dazu geführt, dass ich heute noch, er ist schon zwölf Jahre tot, Prof. Thiel als einen entscheidenden Lehrer in meiner Karriere ansehe. Anatomie ist die Voraussetzung für einen Chirurgen, ein guter anatomischer Lehrer wird ewig im Gedächtnis bleiben und die Sinnhaftigkeit, mich 2x an den Schädel zu den feinsten Nerven, die das Gesicht und den Hals sowie die Extremitäten versorgen, zuzulassen, ist mit großer Dankbarkeit von mir aus, ihm gegenüber zu erwähnen. Sein Institut war eine weltweit einmalige, mehrstöckige Aufbewahrungsstelle von Leichen. Diese wurden im Keller neben dem Hauptgebäude in der Harrachgasse der Universität Graz gelagert und stammten von Menschen, die dem Institut ihren Körper posthum übergeben haben. Es tat weh, als ich das letzte Mal bei meinem Besuch in Graz 2023 sah, dass das Anatomische Institut zerstört und auf den Campus der neuen Medizinischen Universität in den Osten von Graz übersiedelt wurde. Ich habe es noch nicht besucht, Thiels Bücher sind bei mir gut aufbewahrt, mein anatomisches Wissen hat mir beruflich immer geholfen und ist daher von vielen Patienten dankbar angenommen worden.

Prof. Thiel wurde für seine Fixierung mit Ethylenglykol weltweit berühmt. Diese Methode gilt heute als Standard-Präparationsverfahren. Dabei bleibt das Gewebe weich in der Konsistenz. Die Farben der verschiedenen Gewebsarten bleiben erhalten. Die Universität Dundee in Schottland hat ihr Anatomie Institut zu Ehren des Grazer Professors in „Thiel Center of Excellence“ benannt.



Gleich ab dem 1. Semester **1959** durfte ich meinen Vater ins Krankenhaus begleiten. Ich hatte jede freie Minute, die ich von Graz während des Studiums heimkam, genutzt, um wirklich von Grund auf die Medizin beigebracht zu bekommen. Ich konnte im 2. Semester in der Patientenpflege beginnen und erlitt unglaublichen Schmerz, als ein Tennis-Jugendfreund mit einem Seminom (einem bösartigen Keimzelltumor des Hodens) im letzten Stadium der Krankheit im Krankenhaus meines Vaters landete. Seine Familie war zerrüttet und ich war für ihn die einzige Bezugsperson, die ihn auch in diesen letzten Tagen nicht nur psychisch, sondern auch physisch begleiten konnte – eine Herausforderung, die jemand mit 19 Jahren sonst kaum während seines Medizinstudiums erhält. Heute weiß ich noch, wie sehr ich menschlich darunter litt, Franzi – so hieß der junge Mann – medizinisch nicht helfen zu können, sondern nur durch meine Person im Gespräch und ihn psychisch unterstützend anwesend zu sein.

Im Jahr **1963** famulierte ich das erste Mal im Ausland. Auch diesmal begleitete mich mein Vater. Es ging nach **Düsseldorf**, wo er einen Bundesbruder hatte, der in der Industrie tätig war. Dieser organisierte eine Famulatur bei **Prof. Dr. Derra** an der Chirurgie und eine Bleibe bei den Dominikanerinnen in Düsseldorf. Wir fuhren mit dem Auto, es war ein Käfer und benötigten bis Düsseldorf drei lange Tage. Die Famulatur, so stellte sich heraus, hatte – das erfuhr ich aber erst danach – ein ganz konkretes Ziel. Der damalige, frisch habilitierte Dozent Dr. Satter, ein Steirer, war ein aufstrebender junger Mann in der großen Chirurgengesellschaft in Deutschland und suchte dringend eine steirische Frau. Eine Kollegin, welche mit mir in der Schule bei den Ursulinen war, wurde als erste und ich als zweite Dame zum Kennenlernen nach Düsseldorf geschickt. Meine Mutter war so wie ich entsetzt über dieses Ansinnen, welches ich erst in Düsseldorf erfuhr. In der Zwischenzeit hatte sich allerdings Doz. Dr. Satter (später wurde er Chef der Herzchirurgie in Frankfurt) in meine Mitschülerin so verliebt, dass er sich um mich kaum mehr kümmerte, sondern jeden Tag mit ihr, die längst in die Steiermark zurückgekehrt war, telefonierte (damals ein sehr, sehr teures Vergnügen). Beim Chirurgenkongress 2000 in Alpbach konnte ich beide als meine Gäste begrüßen.

Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, lernte ich viel von ihm. Ich war auf der Kinderstation eingeteilt, durfte sehr viel assistieren und erinnere mich mit ganz großem Schrecken an ein Kind, welchem man den Versfuß amputieren musste, da es ein Überrolltrauma erlitten hatte und die Weichteile abgeledert waren.

Ich freundete mich ein Semester vor meiner Deutschlandreise in Graz mit einem Hamburger Medizinstudenten an, war sicher auch verliebt in ihn und wurde von seinen Eltern und ihm eingeladen, in **Ratzeburg** zu famulieren. Ratzeburg deshalb, weil seine Großeltern mütterlicherseits dort ein Haus besaßen und Peter – so war sein Name – dort wohnen konnte. Sein Boot war am Ratzeburger See gelegen und so konnten wir nach meiner Arbeit im Krankenhaus jeden Tag segeln gehen. Es war eine wunderschöne Zeit.

Die Famulatur machte ich auf der Internen Abteilung. Der interne Primarius zeigte am 2. Tag durch das Fenster in den Hinterhof blickend, auf einen Sarg, den man aus dem Tor trug und bemerkte sarkastisch, dass ich mich an diesen Anblick gewöhnen müsste, da sehr viele Patienten an Sepsis postoperativ verstarben, da der Chirurg die Operationen noch immer ohne Handschuhe durchführte. Heutzutage zum Glück undenkbar!

Von diesem erschreckenden Missstand abgesehen war ich von meinem Aufenthalt in Ratzeburg und der Lüneburger Heide begeistert. Ich wurde von Peters Familie nach Hamburg Eppendorf eingeladen und verbrachte dort wunderschöne 14 Tage. Als ich meinen Eltern schrieb, dass ich die Möglichkeit erhalten hätte, in Hamburg weiter zu studieren, bat mich mein Vater, doch vorerst einmal nach Hause zu kommen um diese, meine Pläne, direkt mit den Eltern zu besprechen. Damals gab es weder ein Handy noch ein billiges Telefonieren, ich konnte also nur wieder schriftlich protestieren. Es half nichts und ich musste zurück nach Graz. Die Liebe zum hohen Norden Deutschlands konnte ich mir seither durch einige Ausflüge und chirurgische Einsätze erhalten und ausbauen.

Prof. Dr. KARL GOTSCH (1905 - 1971)

Vorstand der Inneren Medizin. Ich besuchte ohne wesentliche Erinnerung die quasi Pflichtvorlesung über Innere Medizin. Ein für mich als Studentin wichtiges Ereignis beschäftigt mich heute noch: Es war ein Samstagnachmittag an dem ich mich freiwillig für die akuten Aufnahmen am Wochenende an der Internen Klinik meldete, um die Anamneseerhebung zu erlernen und sie dann dem diensthabenden Oberarzt zu zeigen. Es waren über 20 Aufnahmen an einem Nachmittag und ich im 8. Semester wollte durch diese freiwillige Arbeit viel lernen und Kontakt mit Patienten aufbauen. Ich habe sie im Bett in ihren Zimmern untersucht – eigene Kabinen gab es damals nicht, ich verfasste handschriftlich die Anamnesen, übertrug sie in die Krankengeschichten und am Ende dieser Arbeit – es muss gegen 18 Uhr gewesen sein – brachte ich 20 Aufnahmebögen in den Krankengeschichten dem Oberarzt. Dieser residierte in einem sehr großen und schönen Dienstzimmer, in einem der alten zentral gelegenen Gebäude. Ich erinnere mich, dass er am Schreibtisch saß und mich bat, die fertigen Krankengeschichten auf seinen Tisch zu legen. Vor mir – er sitzend, ich stehend – schaute er sich die Aufzeichnungen flüchtig durch. Als er mit der 20. fertig war, warf er sie alle über seinen Schreibtisch vor meine Füße. Er hatte es mit so einem Schwung getan, dass viele Zettel ungeordnet, die Seiten einzeln am Boden verstreut lagen. Ich musste sie aufheben. Sein *Kommentar* ich solle nochmals zurück zu den Patienten gehen und nachsehen wie die Mundhöhle, die Zähne und die Zunge sowie die Rachenmandeln aussehen und dies beschreiben. Damals hatte ich noch keine Vorlesung auf der HNO besucht, konnte nur schreiben, ob Patienten eine Prothese trugen oder nicht, aber keinerlei wirklich guten Befund erheben, ob er entzündete Mandeln oder vielleicht sogar einen Zungenkrebs, oder, oder, oder hatte...

Ich versuchte kurz zu widersprechen und teilte ihm mit, dass ich am Samstagabend um 19.00 Uhr immer tanzen ginge. Dies könnte ich noch jahrelang machen, heute habe ich die Krankengeschichten fertig zu schreiben, war die Antwort. Heulend kam ich zum Tanz um 21.00 Uhr, merkte mir aber sehr wohl, wie man Krankengeschichten schreibt und vor allem, dass, sollte man etwas nicht wissen, man es lernen kann.

Diese unangenehme Situation blieb mir in lebendiger Erinnerung, weil Samstagabend, ab 18 Uhr, zu meiner großen Freude sehr regelmäßig, das Tanzen in der Leechgasse von uns Studenten organisiert wurde.

KOMMENTAR: *Es ist doch eigenartig, was man sich merkt. Wie stark muss es mich getroffen haben, dass ich mich freiwillig meldend und helfen wollend, tief enttäuscht wurde von der brutalen und völlig unakademischen Art, wie man mit StudentInnen damals umging.*

Nach sechs Jahren waren alle Prüfungen bis auf die Augenheilkunde mit sehr gut abgeschlossen. Einmal wollte ich noch lange Ferien genießen und plante wohl zum völligen Unverständnis meines Vaters Bücher nach West- und von dort heimlich nach Ostberlin zu schmuggeln. Wir brachten diese unter relativ großem Aufwand und Anstrengung mittels langer Bahnfahrten, trotz „Mauer“ nach Ostberlin. Wir waren acht Studenten, die aus Westberlin versuchten Studenten in Ostberlin mit Büchern zu versorgen, versteckten sie – ich z. B. unter dem weiten Dirndlkleid und waren froh sie gut „hinübergebracht“ zu haben. Zurück wollte ich allein beim russischen Übergang passieren, weil ich neugierig war und wurde wahrscheinlich wegen des feschen, viel zu weiten Dirndlkleids stundenlang, ohne irgendeinem Kommentar, festgehalten.

Diese und ähnliche Aktionen, die Richtung Auflehnung gegen die Regime im Osten gerichtet waren, wurden damals von den Priestern, die uns begleiteten, sehr gefördert. Auf der anderen Seite war es kein einfaches Christentum, das wir miterleben konnten, sondern ständig und immer wieder eine Herausforderung auf allen Ebenen. Zahlreiche Hochschulwochen in den Ferien brachten mich mit vielen kritischen und offen denkenden jungen Menschen zusammen und ich bekam Freunde an jedem Hochschulort, insbesondere in Wien.

Von Graz aus war es eine gute Sache, sich für ein **Kultursemester** nach **Wien** zu entscheiden, da die Oper, aber auch das Theater damals, unglaubliche Aufführungen zeigten und für viele Studenten Stehplätze für 1 Schilling zu haben waren. So verbrachte ich das Sommersemester **1963** in Wien, wohnte im 1. Bezirk und ging fast jeden Abend ins Theater oder in die Oper. Karajan, Böhm, usw. sind nur einige Namen, die ich aus der damaligen Zeit anführen möchte. Liliom, ein klassisches Wiener Stück, besuchte ich mit meiner Mutter, die mich ab und zu in Wien besuchte, um auch dem Einerlei ihres Lebens in Weiz zu entkommen. Aus dieser Zeit in Wien ist eine sehr tiefe Freundschaft zu einem Südtiroler Kollegen namens **Hugo Rohregger** entstanden. Immer wieder

kreuzten sich unsere Wege, er wurde viel, viel später Assistent von meinem späteren Mann. Er und seine Familie sind immer noch meine engsten Tiroler Freunde in Wien.

Zu dieser Zeit in Wien konnte ich alle Wege zu Fuß erledigen und ich habe unglaublich interessante Vorlesungen bei Prof. Dr. Antoine, dem damaligen Gynäkologen, bei Prof. Dr. Brücke, dem Pharmakologen und vielen anderen hervorragenden Lehrern gehört.

Prof. Dr. KARL FELLINGER (1904 - 2000)

geb. am 19.06.1904 in Linz – gestorben am 08.11.2000 in Wien wird als Doyen der klinischen Medizin beschrieben. Im Google kann man über ihn alles nachlesen, dass er aus einer Eisendreherfamilie stammte, dass er sich mit Kaiser und Königen abbilden ließ, dass er zahlreiche Ehrungen erfuhr, die ihm sicher zustanden.

In meinem Aufenthalt, im Sommersemester **1963** in Wien, habe ich mehrmals die Vorlesungen von Prof. Dr. Fellingner Karl erlebt. Er war damals schon ein sehr berühmter und mit vielen Staatsoberhäuptern meist aus der arabischen Welt kommunizierender Internist. Mir kam er weltgewandt, eitel und wichtig vor. (Leider ist das mein Eindruck und er hat sich auch viele Jahre danach, als ich ihn im Rudolfinerhaus in Wien am Gang traf, nicht geändert).

Ich besuchte seine Vorlesungen über Innere Medizin. Er hatte zu Patienten eine absolut distanzierte Art, die jegliche Rücksichtnahme und Geduld vermissen ließ. Der jeweilige Pedell musste, damit nicht zu viel Zeit verging, schon vor dem Hörsaal die Patienten ausziehen lassen und führte sie uns dann vor, so als ob man ein Tier bei einer Tierschau den Bauern vorführen würde. Es blieb mir der Umgang des Professors, den er mit Patientinnen und Patienten vor unseren Augen als Studenten demonstrierte im Gedächtnis. Es war im Alten AKH, im steil angelegten Hörsaal in dem man aus einer „Beobachtungsstelle“ aus hinunter sehen konnte auf die jeweiligen Patienten und den Professor.

Der bedeutende, weltberühmte groß gewachsene Professor hat, in meiner Erinnerung, *über sie und nicht mit ihnen* gesprochen. Das hat mich wirklich sehr gestört. Unnahbarkeit war spürbar. Viele Jahre später sah ich ihn in Wien im Rudolfinerhaus, einem sehr schönen, im 19. Bezirk gelegenen Privatkrankenhaus, gegründet vom Rudolfinerverein. Treibende Kraft des Vereins, ab 1880 war der Chirurg Theodor Billroth. Der Verein diente der Unterhaltung eines Pavillon-Krankenhauses zur Berufsherausbildung von Pflegerinnen für Kranke und Verwundete in Wien. Ich ließ mir von einer Kollegin, die ehe sie Medizin studierte, als Sekretärin bei Prof. Fellingner arbeitete, doch mein Bild, das ich von ihm hatte etwas zurechtrücken.

Er war für sie ein Vorbild und ohne ihn hätte sie wahrscheinlich nie Medizin studiert. Er wurde von vielen geehrt, verehrt und

stellt unter anderem einen Professor alter Schule dar. Er wurde weiter „weltberühmt“, hatte zu vielen wichtigen Männern der Erde Kontakt, wurde als Schöpfer einer Neuen Medizinischen Wiener Schule geehrt, und wird sogar in Wiens Geschichte als äußerst erfolgreich und volksnahe in allgemein verständlichen Beiträgen in verschiedenen Printmedien, so wie in volksbildnerisch wertvoller Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Rundfunk erwähnt. Er war auch an den Planungen für den Neubau des AKH Wien beteiligt und war Träger hoher in- und ausländischer Auszeichnungen.

KOMMENTAR: *ist Berühmtheit eines Arztes gleichzusetzen mit Unnahbarkeit gegenüber Patienten oder eher Unsicherheit gegenüber einem ausgelieferten nackten kranken Menschen?*

Prof. Dr. ANTON MUSGER (1898 - 1983)

Professor für Dermatologie und Syphilidologie

Anton Musger wurde 1938 vertrieben und ihm wurde die Venia legendi in Wien entzogen. 1945 stellte man ihn wieder ein und 1946 erhielt er für Dermatologie und Syphilidologie die Professur und den Ruf nach Graz. In meiner Erinnerung als Hörerin im zweiten Studienabschnitt erscheint er mir heute noch als eine mehr oder weniger skurrile Person und dies deshalb, weil er besonders neben der für mich damals langweiligen Vorlesung im Fach Dermatologie doch einige seltsame Verhaltensweisen zeigte, wenn es um Syphilis ging. Er ließ meiner Erinnerung nach Patienten mit einer Geschlechtskrankheit im Schlafrock mit Maske aufmarschieren, meist zu zweit oder zu dritt, ließ ihnen vor uns die Anamnese erzählen und untersuchte sie auch vor uns. Damals in den 60er Jahren war es für mich ein absolutes Novum, so mit Patienten öffentlich – und eine Vorlesung ist öffentlich – umzugehen. Ich hatte bislang auch noch kein Wissen über das Leben von Prostituierten, war ich doch bis zur Matura im Internat der Ursulinen und dort natürlich streng katholisch geprägt worden. Aber der Kommentar dieses Professors, wenn die Patienten hinausgingen oder von Schwestern weggeführt wurden, war für mich doch so eindrucksvoll, dass ich in wenigen Worten dies festhalten möchte. Prof. Musger vermittelte uns, dass so ein Leben einer Prostituierten ein Vergehen gegen Gott sei! Und mit hochgehobener Hand und dem Zeigfinger nach oben gegen den Himmel zeigend (Prof. Musger war von großer Statur) meinte, nur **ER, ER, ER** könne entscheiden, was mit diesen Frauen passiert. Er hatte also kein Hehl daraus gemacht, an Gott, ja sogar an den Rachegott zu glauben, dem es obliegt, beim Jüngsten Gericht am Ende der Zeiten die Guten und die Bösen zu trennen.

KOMMENTAR: *Als ich heuer wieder einmal in Hall in Tirol in der gotischen Kapelle mit der Wandmalerei über das Weltgericht war, musste ich an Prof. Musger denken, weil hier zwei Kategorien von Wiederauferstandenen oder Menschen dargestellt sind, die nach Himmel und Hölle eingeteilt werden. Die auf der rechten Seite stehenden Frauen waren zum Teil unbekleidet, also nackt, hatten lange Haare, während die auf der linken Seite frommen Frauen*

lange Haare, während die auf der linken Seite frommen Frauen alle ihre Haare bedeckt hatten, den Kopf gebeugt hielten, meist Klosterfrauen darstellten und Richtung Himmel wanderten.

Zur Geschichte: Die *Medizinische Fakultät in Graz* wurde 1863 gegründet. Die moderne Dermatologie ging aus der Inneren Medizin hervor, die Venerologie war bis ins 19. Jahrhundert der Chirurgie zugeordnet. Weil sich Syphilissymptome, vor allem an der Haut finden, lautete in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts die ursprüngliche Fachbezeichnung Dermatologie und Syphilidologie. Während des 1. Weltkriegs kam es zu einem enormen Anstieg der Geschlechtskrankheiten, es wurde eine geschlossene Station für geschlechtskranke Frauen und Prostituierte aufgebaut. Die gesamte Klinik verfügte seit der Inbetriebnahme über 160 Betten, und während des 1. Weltkriegs bis 1930 über 220 Betten. Ab 1933 setzten sich die weltanschaulichen Grundsätze des Nationalsozialismus an den Grazer Kliniken durch. Der Hälfte der österreichischen Dermatologinnen wurden aus politischen Gründen verboten, ihren Beruf auszuüben. 1938 wurde Prof. Musger in Wien die Dozentur aberkannt. 1946 als Vorstand, modernisierte er die Klinik, bemühte sich um Speziallabors, verfügte über eine Strahlentherapie für Hautkrankheiten und in den 60er Jahren zählte die Grazer dermatologische Klinik mit ihren 200 Betten zu den größten der Welt. 1964 wurde die Abteilung für Syphilis und Hautkrankheiten geschaffen. Gründe dafür waren die vielen Syphilisfälle und eine Rotlaufepidemie. Die Universitätsklinik für Dermatologie und Venerologie ist die einzige dermatologische Klinik der Steiermark mit 233 Mitarbeitern für 1,4 Millionen Menschen im Einzugsgebiet. (Nachzulesen in Clin Opticum 4/2023).

Prof. Dr. FRANZ SPATH (1899 - 1984)

Vorstand der Univ.-Klinik für Chirurgie, war Rektor der Universität Graz sowie 1964 – 1967 Senator. Er hatte die Anästhesie aufgebaut, die Blutbank und sich für die Neuro- und Unfallchirurgie und deren Entwicklung sehr stark gemacht. Mit ihm verbindet mich nur Positives. Ich erinnere mich an einen Abend, bald nach Kriegsende, an einen Besuch von Prof. Dr. Spath und seiner Gattin – in Weiz bei meinen Eltern. Nicht, dass wir – meine Schwester Bärbl (geb. 1939) und ich – an diesem Abend am Essen teilnehmen durften, sondern an die Verabschiedung der Gäste am späten Abend (siehe Seite 7). Im Laufe der Volksschulzeit war ich bei Gitti Spath, der jüngsten Tochter in Graz eingeladen, sie war in meinem Alter.

Während meines Studiums hatte Prof. Spath – als Rektor – sehr viel zu tun. Ich besuchte seine Chirurgie-Vorlesungen regelmäßig. Wir wollten alle noch vor dem Sommer die Prüfung ablegen. Soviel Zeit hatte er nicht aber er suchte zwölf aus, die bislang einen sehr guten Notendurchschnitt aufwiesen (das sollte man sich heute vorstellen können – die Gewerkschaft wäre schon vor Ort), und denen er noch die Prüfung in Chirurgie vor Ende des Semesters abnahm, alle anderen wurden auf Herbsttermine verschoben. Natürlich bestand ich mit Auszeichnung, nicht nur, weil

ich ihn kannte, sondern weil mich das Fach interessierte und ich sehr gut vorbereitet war.

KOMMENTAR: *Prof. Spath sehe ich vor mir immer mit halbhoher eleganten handgefertigten hohen Schuhen. Er ist mir als ein kleiner, weißhaariger Mann mit flinken Augen, die Situationen rasch erkennend und beurteilend (ob immer richtig oder falsch, wage ich nicht zu schreiben) aber letztendlich ruhig, überlegt und gütig in Erinnerung. Er hat im Hörsaal Patienten mit ihren Anamnesen vor uns ausgefragt – dies immer höflich, jedoch mit einer gewissen menschlichen Distanz.*



Zurück von meinem DDR-Ausflug in Graz bestand ich am ersten Termin im Oktober die Augenheilkunde Prüfung. Ich hatte am Ende des Studiums zahlreiche Angebote von fast allen klinischen Lehrern verschiedener Fächer, da ich lauter ausgezeichnete Prüfungsergebnisse hatte und mir vorstellen konnte, dass jedes Fach für mich eigentlich sehr interessant sein könnte.

Promotion:

Am **24. November 1965** schloss ich, mit einer sehr schönen Promotionsfeier im Hauptgebäude der Karl-Franzens-Universität, mein Studium ab und **promovierte zum Doktor der gesamten Heilkunde.**



Promotionsfeier – re meine Schwester Bärbl

